

MARK HAYDEN

DIE 13.
HEXE

DIE KÖNIGSWACHT I

URBAN FANTASY



MARK HAYDEN
DIE 13. HEXE



MARK HAYDEN

DIE 13.
HEXE

DIE KÖNIGSWACHT I



**Hayden, Mark: Die 13. Hexe. Die Königswacht I.
Hamburg, Lindwurm 2023**

1. Auflage 2023

ISBN: 978-3-910279-08-7

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den
Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: ISBN 978-3-910279-09-4

Übersetzung: Oliver Hoffmann

Korrektorat und Satz: Sandra Bollenbacher, www.rotstift.art

Umschlaggestaltung: © Guter Punkt, München

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <https://www.dnb.de> abrufbar.

Lindwurm ist ein Imprint der Bedey & Thoms Media GmbH,
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

© Mark Hayden und Paw Press 2017/2020

© Übersetzung: Oliver Hoffmann 2023

© Lindwurm Verlag, Hamburg 2023

Alle Rechte vorbehalten.

<http://bedey-thoms.de/pages/lindwurm-verlag>

Gedruckt in Europa

*Für Elle & Esmé,
meine Mini-Nichte und meine Nano-Nichte*



Prolog – Ein Phantom am Straßenrand

Wussten Sie, dass Götter Handys verwenden können?
Nein? Ich auch nicht.

Es war ein höllischer Tag gewesen, und ich wusste, dass es noch viel schlimmer werden würde, wenn die Polizei mich einholte, vor allem, wenn sie das tat, solange ich noch die Waffe hatte. Warum sie nach mir suchten und woher ich meine Schussverletzung hatte, tut hier nichts zur Sache.

Die kugelsichere Weste hatte mir das Leben gerettet, aber meine Schulter pochte so stark, dass ich sicher war, sie sei gebrochen. Ich brauchte dringend einen Arzt, und zwar besser früher als später.

Aber erst mal musste ich die Waffe loswerden ...

Es war in den frühen Morgenstunden, als ich meinen zuverlässigen Land Rover Defender auf der M40 in Richtung London steuerte und weg von der Spur aus Leichen, die zurück zur Morecambe Bay führte. Ich fuhr nur achtzig, denn das ist die höchste Geschwindigkeit, bei der sich der Defender noch wie ein normales Fahrzeug verhält. Fährt man schneller, wird man vom Fahrtwind taub, das Lenkrad vibriert wie ein Presslufthammer und das ganze Ding schaukelt wie eine Achterbahn bei einem Erdbeben. Außerdem schmerzte mein Bein. Ich fuhr über eine Bodenwelle, und die Erschütterung raste direkt durch mein

Schlüsselbein. Reflexartig zuckte ich mit dem Arm, und wenn die Autobahn nicht komplett leer gewesen wäre, hätte ich eine Massenkarambolage verursacht. Als ich das Schild für eine Ausfahrt sah, beschloss ich, dass es Zeit war, ein ruhiges Plätzchen zu finden, um die Kalaschnikow loszuwerden und mich den Behörden zu stellen. Der Tag war grausam gewesen, aber er sollte noch viel merkwürdiger werden.

Ich hielt achthundert Meter von der Autobahn entfernt auf einem Rastplatz am Waldrand. Im Wagen war es knapp über dem Gefrierpunkt, draußen weit kälter. Allein der Gedanke, mit nur einer Hand ein Loch in den gefrorenen Boden graben zu müssen, war zu viel für mich. Vielleicht würden mich ein Kaffee und eine Kippe in Schwung bringen. Ich griff nach meinem Flachmann, als mein Handy piepte. Eine SMS.

Meine Hand erstarrte mitten in der Luft. Ich hatte mein Handy doch in St. Andrew's Hall ausgeschaltet ...

War es wahr, was man sich erzählte? Dass das GCHQ Handys über Fernzugriff einschalten konnte? Ich sah auf die SMS, die von jemandem stammte, der sich *Allwater* nannte. Ernsthaft? Doch ich hatte keine Zeit, um weiter darüber nachzudenken, denn die Nachricht lautete: *Die Polizei wird in 10 Minuten hier sein. Suchen Sie einen Holzstapel 200 m vom Parkplatz entfernt im Wald.*

Ich war noch nie so verwirrt und so schnell mit so vielen Problemen konfrontiert gewesen, doch in diesem Moment kamen meine Ausbildung, meine Erfahrung und mein ausgeprägter Überlebensinstinkt zum Tragen. Ich war frü-

her bei der britischen Luftwaffe, flog für die Königin und das Land Hubschrauber, und zwar an einigen der unwirtlichsten Orte der Welt. Zu wissen, wann man handeln und wann man nachdenken muss, kann den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen. Jetzt war die Zeit zum Handeln gekommen.

Ich stieg mit schmerzenden Gliedern aus dem Land Rover und schnappte mir die AK-47, eine Decke und eine Taschenlampe. Dann machte ich mich auf den Weg in den Wald, wobei ich mein linkes Bein – das mit dem Schienbein aus Titan – nachzog. Im Wald lag viel Schnee, sodass mich die Reflexion meiner LED-Taschenlampe blendete, während ich in ihrem Licht nach einem Holzstapel Ausschau hielt. Als ich ihn fand, und zwar genau dort, wo er sich laut Nachricht befinden sollte, fragte ich mich, woher dieser Allvater eine so obskure Ecke Englands so gut kannte.

Der Holzstapel war mit frischem Schnee bedeckt und sah aus, als würde er bis zum Frühjahr unberührt bleiben. Mit den letzten Kräften meines unverletzten Arms rammte ich die Kalaschnikow in eine Lücke, legte die Decke darüber und bedeckte diese mit Schnee.

Schnaufend schleppte ich mich zurück zum Rastplatz und behielt dabei das grelle Licht der Scheinwerfer im Auge, die mich in die Wärme zurückklotzten. Auf halbem Weg erstarrte ich. Hinter meinem Auto stand er. Das Phantom.

Anfang des Jahres hatte ich eine Kopfverletzung erlitten. Seitdem tauchte in den merkwürdigsten Momenten eine schattenhafte, verhüllte Gestalt vor meinen Augen auf.

Ich war als Privatpatient zu einer Neurologin gegangen, die mir sagte, ich hätte einen »Kurzschluss in der visuellen Verdrahtung«. Aber das wäre kein Grund zur Sorge. Vermutlich zumindest.

Der Defender hatte kein Rücklicht, aber ich sah das Phantom deutlicher als je zuvor: Hose aus grobem Stoff, langer Mantel und Kapuze über dem Gesicht. Bei jeder früheren Erscheinung hatte es einfach nur dagestanden. An diesem Abend hob es die Hand zum Gruß, und zwar genau in dem Moment, als mein Handy erneut piepte.

Die arktische Luft trieb mir Tränen in die Augen, und als ich sie endlich wegblinzelt hatte, war auch das Phantom verschwunden. Ich las die SMS: *Gute Arbeit. Wir sehen uns nach der Wintersonnwende wieder.*

Ich war wie betäubt. Betäubt vor Kälte, vor Schmerz, betäubt von dem, was ich in den letzten vierundzwanzig Stunden gesehen und getan hatte, und von dem Gedanken, dass ich möglicherweise den Verstand verlor, denn damit hätte ich auch verloren, wofür ich gekämpft und getötet hatte und wofür ich angeschossen worden war: eine weiße Weste, die Vergebung aller Sünden.

Die Zeit des Handelns war vorüber, jetzt war es an der Zeit, nachzudenken. Das dauerte etwa zwei Sekunden, dann jagte mir die Kälte einen Schauer über den Rücken und ins Schlüsselbein. Ich schrie vor Schmerz, was mir genug Energie gab, um mich zurück zum Rastplatz zu schleppen und mir einen Kaffee einzuschenken. Ich zündete mir eine Zigarette an und sah in der Ferne Blaulicht.



1 – Weihnachten in Gloucestershire

Nachdem das Krankenhaus mich wieder zusammengeflickt und die Polizei drei Tage lang meine Aussagen aufgenommen hatte, entließ man mich, damit ich mein neues Leben beginnen konnte. Haha.

Neben den lang- und kurzfristigen körperlichen Problemen hatte ich jetzt auch noch psychische. Die Sonnwende war vorbei, und ich hatte keinen Kontakt mehr zum Phantom, also konzentrierte ich mich auf das Hier und Jetzt.

Das Polizeirevier verließ ich mit einem Arm in einer Schlinge und ohne Transportmittel. Ich war in London, mein Zuhause war in Gloucestershire, und die Frau, die ich liebte, in Lancashire. Ich hoffte, dass eines Tages mein Zuhause, Mina und ich am selben Ort sein würden. Bis dahin arrangierte ich mich, so gut es ging.

Mina stand für mich an erster Stelle, aber unsere Zukunft, falls wir eine hatten, war kompliziert. Das größte Problem war, dass ich sie immer nur neunzig Minuten am Stück sehen konnte, und selbst dafür musste ich 400 Kilometer weit fahren. Aber das war es wert.

Nachdem wir uns verabschiedet hatten, nahm ich ein Taxi zurück zum Bahnhof – es war Zeit, mich zu entspannen. Es war Heiligabend und ich auf dem Weg nach Hause, um dort Weihnachten zu verbringen.

Sie können sich nicht vorstellen, wie erleichtert ich war, als ich in Cheltenham Spa aus dem Zug stieg und meinen Dad sah, der an einer Zigarre paffte. Er sah aus wie immer: gut geschnittener Anzug, teurer Mantel und gebräunt von seinem Altersruhesitz in Spanien. Er musterte mich von Kopf bis Fuß, wobei er weit nach oben schauen musste, denn ich bin einen Meter neunzig groß.

»Was ist passiert, Junge?« Er wies auf meinen linken Arm, der in der Schlinge steckte. »Das waren nicht die Taliban. Diesmal nicht.«

»Du solltest mal den anderen sehen. Er ist tot.«

Mein Vater warf mir einen finsternen Blick zu. »Will ich das wissen?«

»Du hast keine Wahl, ich werde es dir so oder so sagen. Kannst du mir mit dem Koffer helfen? Er ist zu schwer für mich. Es war schon ein Riesenproblem, ihn in den Zug zu bekommen.«

Er drückte den Stummel seiner Zigarre im Schnee aus und bewahrte ihn sorgfältig für später auf (im Auto durfte er auf Anweisung meiner Mutter nicht rauchen). Schnauzend und keuchend bugsierte er das Gepäckstück in den Kofferraum, dann machten wir uns auf den Weg aus Cheltenham in Richtung Clerkswell, das Dorf, in dem ich geboren wurde und aufgewachsen bin.

Mit achtzehn zog ich von dort weg. Heute bin ich siebenunddreißig, aber mein Zuhause ist immer noch das Haus meiner Eltern. Allerdings steht jetzt sogar mein Name auf dem Eigentumsnachweis.

Während mein Vater unter erneutem Schnaufen den Koffer auslud, stand ich vor der Haustür. Elvenham House ist nicht besonders alt, der älteste Teil stammt aus den 40er-Jahren des 19. Jahrhunderts, als mein Urgroßvater James Clarke beschloss, dass ein solider, erfolgreicher Anwalt aus der Provinz ein solides, erfolgreiches Haus für seine wachsende Familie brauchte. Ich erwähne das nur, weil ich nicht den Eindruck erwecken will, dass ich in einem Schloss aufgewachsen bin, obwohl es zwei Treppenhäuser und Dienstbotenzimmer im Dachgeschoss hat. Nicht, dass wir Dienstboten hatten. Wir hatten immer nur eine Putzfrau und erst seit Kurzem Mrs Gower aus dem Dorf als eine Art Teilzeithaushälterin. Vielleicht lernen Sie sie später noch kennen.

Der auffälligste Teil des Hauses ist der gotische Minirturm zur Straße hin. Er ist zugleich der älteste Teil und über seiner Tür befindet sich ein abgenutzter Kalksteinblock, in den ein Drache eingemeißelt ist. Die Familienlegende besagt, die Steinmetzarbeit sei viel, viel älter als das Haus und man müsse den Drachen grüßen, wenn man von einer Reise zurückkehrt. Ich grüßte das Tier und hinkte um die Ecke. Mein Vater folgte mir und hatte Mühe, meinen Koffer über den Kies zu ziehen.

»Hallo, Schatz«, sagte meine Mutter. Sie stand mitten im kompletten Weihnachtschaos. Eine Rolle Geschenkpapier lag neben dem Truthahn, als hätte sie erst im letzten Moment gemerkt, dass es gar keine Alufolie war. Zwei Paar Socken (zweifellos mein Weihnachtsgeschenk) lagen

gefährlich nahe an der Heizplatte des AGA-Herds und eine Schachtel Waitrose Luxury Pudding hielt die Seiten von *Delia Smith's Christmas* offen. Meine Mutter ist keine schlechte Köchin – ganz im Gegenteil, sie ist sehr gut in allem, worauf sie sich konzentriert. Das Problem besteht darin, sie dazu zu bringen, sich zu konzentrieren. In diesem Augenblick überragte sie das Chaos, in der einen Hand ein iPad, in der anderen das Hausteleson.

Wenn ich sage, dass sie das Chaos *überragte*, dann meine ich das wörtlich – Mutter überragt alles außer mir. Einige sehr grausame Mädchen hatten ihr in Cambridge den Spitznamen *Storch* verpasst, und dieser Name blieb ihr während ihrer gesamten Zeit beim GCHQ erhalten. Der Ruhestand tut ihr auf eine Art und Weise gut, die Dad nicht nachvollziehen kann, weshalb er so tut, als sei er noch nicht in Rente.

»Es geht um Rachael«, sagte sie, starrte auf das iPad und ignorierte meine Verletzungen komplett. Wie immer. »Ich erreiche sie nicht. Deshalb weiß ich nicht, ob sie kommt oder wen sie mitbringt, wenn sie kommt.« Sie schenkte mir erstmals ihre volle Aufmerksamkeit. »Conrad, Schatz, glaubst du wirklich, dass sie lesbisch ist, oder ist das nur eine Phase?«

Meine Schwester war nicht geplant gewesen und ist zehn Jahre jünger als ich, also siebenundzwanzig. Ich bin zur Luftwaffe gegangen, als sie acht Jahre alt war, kenne sie also nicht sehr gut, aber ich weiß, dass sie nicht lesbisch ist. Das habe sogar ich mitbekommen. Wenn sie nicht nach Hause kam, dann wahrscheinlich deshalb, weil sie gehört hatte, dass ich hier sein würde.

Mein Vater hatte meinen Koffer im Flur abgestellt und stand in der Tür. »Brauchst du Hilfe, Mary?«, fragte er in der klaren Erwartung, dass sie keine brauchte. »Wenn nicht, habe ich gehofft, ich könnte das Wiedersehen mit dem Jungen ein bisschen feiern. Er hat eine Menge durchgemacht.«

»Später, Alfred. Ich brauche dich, um den Baum fertig zu schmücken, wenn Rachael nicht kommt und das übernimmt.«

Dad schaute verzweifelt in Richtung Dorfkneipe und legte seinen Mantel ab.

»Kann ich dir auch irgendwie helfen, Mum?«, fragte ich und deutete auf das Chaos.

»Geh auspacken. Du wärst mir nur im Weg. Wie soll ich dich begrüßen, Conrad?« Sie legte das iPad auf den Küchentisch und verstaute das Haustelefon in ihrer Schürze. »Darf ich dich umarmen oder bist du dafür zu schwer verletzt?«

Ich legte meinen unverletzten Arm um sie und küsste sie auf den Scheitel. So viel Mitgefühl hatte sie seit Jahren nicht mehr gezeigt.

Ich schleppte meinen Koffer die Haupttreppe hinauf, die, im Gegensatz zu der Mont-Blanc-Steigung der Dienstbotentreppe, zum Glück recht flach war. Oben ließ ich ihn fallen und sank auf dem Bett zusammen, erschöpft davon, dass ich jeden zweiten Muskel anspannen musste, damit sich mein Schlüsselbein und meine Rippen nicht bewegten. Kaum hatte ich »uff« gemacht, bekam ich eine SMS.

Zuerst hoffte ich, sie sei von Mina – sie hatte gesagt, dass sie versuchen würde, sich über Weihnachten ein Tele-

fon zu leihen –, also rappelte ich mich wieder auf. Aber nein. Sie war von diesem Typen, diesem Allvater. *Treffen an Ihrem Brunnen. In zehn Minuten.*

Wer auch immer dieses Phantom erschaffen hatte und nun spielte, wusste genug über meine Familie, um von »unserem« Brunnen zu sprechen. Langsam beunruhigte mich das.

Die Familie Clarke lebt hier seit mindestens dreihundert Jahren, vielleicht sogar länger. Es ist gut dokumentiert, dass das Dorf früher ein Klostergehöft war und seinen Namen – Clerkswell – von einer Quelle hat, die von einem Angestellten des Klosters zur Wasserversorgung der Dorfbewohner verwendet wurde. Zu gegebener Zeit grub man in der Nähe der Kirche einen größeren, tieferen Brunnen, von dem alle nun glauben, er sei der Clerk's Well. Ist er aber nicht. Der ursprüngliche Brunnen befindet sich am äußersten Ende unseres Grundstücks, wo das Land zum Kalksteinplateau der Cotswolds hin ansteigt, genau an der Stelle, wo man eine Quelle erwarten würde. Der Gemeinderat war nicht begeistert, aber meinem Vater gelang es, ihn davon zu überzeugen, dass Elvenham House den ursprünglichen Clerk's Well besitzt, und so benannte man den Hochstaplerbrunnen in Church Well um. Es kostete Vater ein Vermögen, zu beweisen, dass wir den Originalbrunnen besitzen. Als erstes installierte er eine Leitung direkt zur Dorfkneipe, damit diese ihr eigenes Bier »mit Wasser aus dem originalen Clerk's Well« brauen konnte. Das trinke ich immer, wenn ich dort bin, und es schmeckt sehr gut.

Diese Erinnerungen boten mir eine gute Möglichkeit, die Begegnung mit dem Phantom aufzuschieben. Jetzt hatte ich nur noch fünf Minuten Zeit.

Ich humpelte die Treppe wieder hinunter. Dad kam mit einer großen Kiste Christbaumschmuck aus dem Wohnzimmer. »Ich mache einen Spaziergang zum Wald«, sagte ich.

Er sah sich mein Bein an, das mit der Titanschiene. »Bist du sicher, dass du so weit laufen kannst?«

Ich war im Januar mit dem Hubschrauber abgestürzt, aber ich war nicht der Pilot gewesen. Der war gestorben, und ich hatte mir einend doppelten Splitterbruch zugezogen. Dazu gab es einen Orden für besondere Verdienste in der Luftwaffe und eine Entlassung aus medizinischen Gründen. Mein Vater war aus Spanien hergeflogen, um mich im Krankenhaus zu besuchen.

»Ehrlich gesagt, Dad, je mehr ich laufe, desto besser geht es wieder. Das bedeutet, dass ich später nicht humpeln werde, wenn wir ins Inkwell gehen.«

»Wie du meinst.«

In der Spülküche zog ich mir ein altes Paar Stiefel an und rüstete etwas auf. Ich hatte zwar die AK-47 in einem Stapel Baumstämme liegen lassen, aber das hieß nicht, dass ich unbewaffnet zu dem Treffen gehen würde. Im Waffenschrank befanden sich zwei Schrotflinten, doch die konnte man nicht einhändig abfeuern. Auf dem Schrank (wo nur ich sie erreichen konnte) stand eine Holzkiste mit der Aufschrift *Schnüre* – das war das Langweiligste gewesen, was mir eingefallen war. In der Kiste befand sich unter

Unmengen von Schnüren eine alte .22er-Sportpistole, die noch aus der Zeit des Handfeuerwaffenverbots von 1996 stammte. Ich verließ die Küche und ging nach draußen.

Auf der Rückseite von Elvenham House erstreckt sich ein leider vernachlässigter französischer Garten, an den sich einige Bäume und ein (überwucherter) Tennisplatz, dann weitere Bäume und schließlich ein Weg über eine unwegsame Wiese zum Brunnen anschließen. Es wurde bereits dunkel, als ich am letzten Baum anhielt, um das Gelände zu erkunden. Es war niemand zu sehen. Ich zog die Pistole und ging den Pfad zum Brunnen hinauf, wobei ich ständig den Wald vor mir absuchte. Nichts. Ich setzte mich auf den Brunnenrand, legte die Pistole in meinen Schoß und holte meine Zigaretten heraus.

»Guten Tag, Geschwaderführer Clarke«, sagte eine Stimme hinter mir.

»Was zur Hölle ...?«

Auf der anderen Seite des Brunnens stand das Phantom, kaum zwei Meter entfernt. Ich sprang auf, nahm die Pistole in die Hand und ließ die Zigaretenschachtel fallen.

»Mr Clarke reicht vollkommen.« Ich versuchte zu verhindern, dass meine Stimme eine Oktave höher schoss.

Die Spitze des Schattens bewegte sich leicht, als nickte er. »Auch recht. Ich möchte Ihnen eine Stelle anbieten.«

»Aha?«

Ich nahm den Rand des Schattens genauer in Augenschein, um zu sehen, ob es sich um ein Hologramm handeln könnte. Jemand hätte problemlos einen Projektor auf der Rückseite des Brunnens aufstellen können, indem

er die Stromversorgung für die Wasserpumpe nutzte. Die nächste Bemerkung des Phantoms bestätigte, dass es nicht wirklich da war.

»Die Waffe können Sie sich sparen. Sie kann mir nichts anhaben. Ich habe schon seit einiger Zeit ein Auge auf Sie geworfen, Mr Clarke.«

»Sie können Conrad und du sagen, wenn Ihnen das lieber ist. Stört es Sie, wenn ich rauche?«

»Nein.«

Ich verstaute die Waffe in meiner Manteltasche und hob die Kippen auf, steckte mir eine in den Mund und griff nach meinem Feuerzeug.

»Mir wäre es lieber, wenn du das Feuerzeug nicht herausnehmen würdest«, sagte der Schatten. »Ich möchte Verwechslungen vermeiden.«

Diese Illusion war etwas zu real. Ich grinste. »Sie haben nichts dagegen, dass ich rauche, aber ich darf kein Feuerzeug benutzen?«

»Hier«, antwortete der Schatten.

Er umrundete den Brunnen und eine knorrige Hand kam aus einem langen Ärmel hervor. Eine sehr realistisch wirkende Hand. Kein Hologramm, kein Virtual-Reality-Kit und auch sonst keine Technologie kann eine solche physische Präsenz nur wenige Zentimeter vor der Nase des Betrachters nachahmen. Mein Magen krampfte sich zusammen.

Dann schnippte er mit den Fingern dieser knorrigen Hand und ihr Daumen ging in Flammen auf.

Ich zuckte zurück und mein Schlüsselbein schrie vor Schmerz auf. Mir drehte sich der Magen um. Ich wich has-

tig rückwärts vom Brunnen zurück, bevor ich mich übergeben musste. Ich schaffte es gerade noch rechtzeitig in die Büsche.

Wenn das Phantom nur ein Mensch war, würde ich mit ihm fertig werden. Wenn ich einen Hirnschlag hatte, würde mich bald jemand finden und einen Krankenwagen rufen. Ich richtete mich langsam auf, drehte mich um und sah das Phantom hinter dem Brunnen stehen. Ein verbeulter Silberbecher, der wie ein Messkelch aussah, stand auf dem Brunnenrand neben der Packung Kippen, von der ich sicher war, dass ich sie wieder fallen gelassen hatte.

Ich deutete auf den Becher. »Darf ich daraus trinken?«

Das Phantom nickte und ich brachte den Becher zu der Pumpe, von der aus unser Wasser ins Inkwell gelangt. Die Pumpe hat einen Hahn zum Testen. Ich füllte den Becher und spülte mir den Mund aus. Ich nahm einen Schluck, um die Säure in meinem Magen zu verdünnen, und steckte mir eine Zigarette in den Mund.

Das Phantom senkte langsam seine Kapuze. Die Hand, die in Flammen aufgegangen war, war weiß gewesen, aber jetzt waren seine Hände schwarz, genau wie das Gesicht unter der Kapuze. Die Gesichtszüge des Mannes waren alt und verhärtet, er hatte weißes Haar, das eng an der Kopfhaut anlag, und eine altmodische Piratenklappe über dem rechten Auge.

»Wollen wir es noch einmal versuchen?«, fragte er. Seine Stimme war völlig akzentfrei.

Ich richtete meinen Blick auf seine rechte Hand und beugte mich vor. Er schnippte mit den Fingern, eine Flam-

me erschien und ich zündete meine Zigarette an. Ich würde jeden Zug genießen.

»Du bist besorgt wegen der Kopfverletzung, nicht wahr?«, erkundigte sich das Phantom.

Ich nickte.

»Wenn das Trauma nicht gewesen wäre, wäre ich immer noch unsichtbar für dich. Ich war immer mal wieder in der Nähe, aber diese Verletzung hat einen Teil deines Gehirns dafür geöffnet. Das erlaubt dir, mich zu sehen.«

Ich nahm die Worte des Phantoms für bare Münze. »Ja, ich wurde vor Kurzem angeschossen, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich mir noch einmal den Kopf angeschlagen habe, also wie kommt es, dass Sie plötzlich reden und nicht nur in den Schatten lauern?«

»Weil es meine Entscheidung war, leibhaftig zu erscheinen, und es mich eine Menge kostet, hier zu sein, also will ich nicht unnötig Zeit vergeuden.«

»Ich auch nicht. Dafür ist es zu kalt. Was kostet es Sie?«

»Lux. Du wirst sehen, was ich meine, wenn du die Herausforderung annimmst.«

Ich habe schon ein paar Mal in meinem Leben einen Schock erlitten. Man erinnert sich nicht wirklich daran. Jedenfalls an das meiste davon nicht. Soweit ich mich entsinnen konnte, war das hier nicht der Beginn eines Schocks im medizinischen Sinne. Aber es war schon verdammt seltsam.

Vorsichtig nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf, den ich beim Erbrechen verloren hatte. »Ist es eine Herausforderung, die Sie anbieten, oder ein Job?«